Was ist mit den Grünen los?

Künstlich hergestellte, Herbizid-tolerante Pflanzen finden grossen Anklang

Beda M. Stadler

In Europa wachsen genetisch veränderte Pflanzen, und niemand regt sich auf, niemand zerstört die Felder. Diese neuen Pflanzen werden von den militanten Gentechnikgegnern bis hin zu den Health-Food-Aposteln akzeptiert. Es handelt sich dabei um Reis, Mais, Raps, Sonnenblumen und bald auch Weizen. Einige dieser genetisch veränderten Pflanzen sind – o Schreck! – herbizidtolerant. Das heisst, sie erdulden ein Breitspektrum-Herbizid, das anderen Pflanzen auf dem Feld den Garaus macht. Die Bauern müssen nicht jäten, und die Pflanzen liefern mehr Ertrag. Wie konnte es so weit kommen? Herbizidtolerante Pflanzen sind doch das Schreckgespenst der Grünen. Wo bleibt der Aufschrei von Öko-Kabarettisten, wie Franz Hohler, oder von Clowns, wie Gardi Hutter, die sonst bei jeder Genmanipulation aus der Haut fahren?

Die neue Technologie nennt sich «Clearfield» und stammt von der Gentechfirma BASF in Ludwigshafen, die in Pollenflug-Distanz zur Schweiz liegt. Das stimmt zwar nicht wirklich, aber die Biobauern tun ja seit Jahren so, als ob der Pollen erst mit der Gentechnik fliegen gelernt hätte. Gerne wird suggeriert, Pollen flögen gleich weit wie der Wüstensand. Warum hat der Geschäftsführer der Kleinbauernvereinigung eigentlich noch nicht Alarm geschlagen? Er müsste doch wissen, dass genetische Merkmale auf Wildpflanzen übertragen werden! Der Raps hat genügend Verwandte bei uns, wie man aus dem Biologieunterricht weiss. Es spielt keine Rolle, wie die Herbizidtoleranz in die Pflanze eingeführt wurde. Ist ein Gen einmal in einer Pflanze, kommt es zum Genfluss. Das müsste doch für jene Journalisten ein Fressen sein, die jahrelang im Zusammenhang mit der Gentechnik von «unabsehbaren Gefahren» geschrieben haben. Warum sollen die Gene der Clearfield-Pflanzen nicht auch in der Natur herumfliegen? Das sind natürlich rhetorische Fragen: Selbstverständlich tun sie es.

Die Konsumentenschutz-Zwillinge, Simonetta Sommaruga und Jacqueline Bachmann, müssten also an die Öffentlichkeit gehen. Es wäre Zeit für eine parlamentarische Anfrage, damit endlich die Kantonschemiker Tests entwickeln, um die Clearfield-Technologie nachzuweisen. Möglicherweise gibt es ja in den Bio- und Reformhäusern längst Sonnenblumenkerne, in denen Clearfield-Marker nachweisbar sind. Für einmal sollte Greenpeace nicht nur bei der Migros aufmarschieren, die Aktivisten könnten in den Bioläden neben den Sonnenblumenkernen auch noch Linsen konfiszieren. Fast sicher findet sich ein Clearfield-positives Körnchen auf 10 000 Stück, so wie damals beim gentechnisch veränderten Reis.

So ungeheuerlich dies alles tönt, es ist legal. Der aufmerksame Leser hat es bemerkt: Es handelt sich hierbei nicht um eine gentechnische Veränderung, sondern um eine genetische Veränderung. Die Gentechfirmen benutzen nämlich wieder Methoden aus dem züchterischen Mittelalter. Seit 80 Jahren hat man die Mutationszucht verwendet, um neue Pflanzensorten herzustellen. Pflanzen werden genetisch manipuliert, oft durch radioaktive Bestrahlung, aber ohne ein neues Gen einzufügen. Mit solchen Methoden sind mehr als 2000 verschiedene neue Pflanzensorten entstanden, die

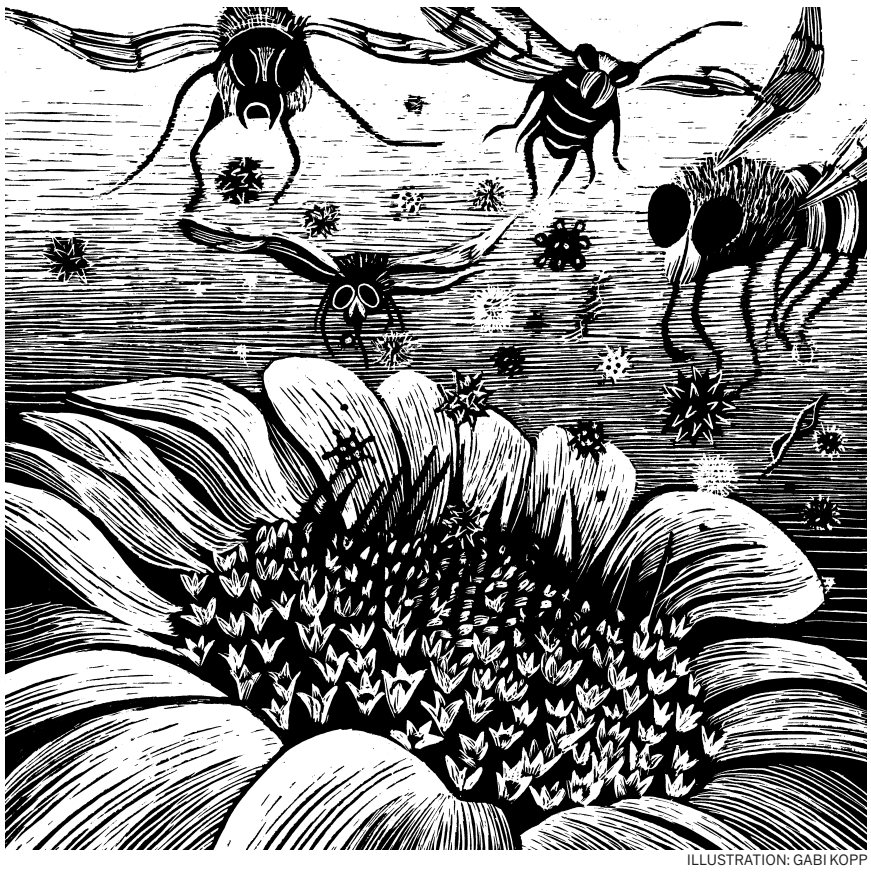


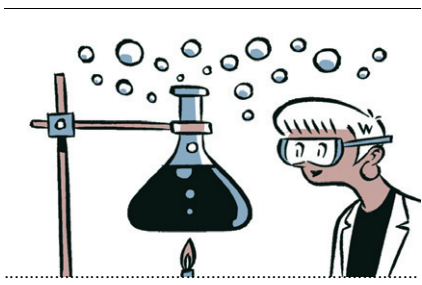
ILLUSTRATION: GABI KOPP

längst auch von Biobauern verwendet werden. Bemerkenswert ist bloss, dass man neuerdings mit dieser Blindmethode, die weniger genau ist als die Gentechnik, herbizidtolerante Pflanzen hergestellt hat.

Wenn zwei sich streiten, freut sich der Dritte. Der Dritte sind wir, die Konsumenten. Dieser Technologie verdanken wir nämlich kernlose Trauben, Grapefruits oder Orangen. Willkommene Früchte, bei denen man nicht ständig die Kerne ausspucken muss. Dieser Genmanipulation verdanken wir bessere Pasta, Pflanzen mit grösserem Ertrag oder solche, die früher reif werden. Zur Freude unserer Liebsten hat man damit prachtvollere Blumen und Zwergpflänzchen gezüchtet. Es lebe die heimliche Genmanipulation – obwohl sie gefährlicher ist als die Gentechnik.

> Warum hat der Geschäftsführer der Kleinbauernvereinigung eigentlich noch nicht Alarm geschlagen?

Beda M. Stadler ist Direktor des Instituts für Immunologie und Professor für Immunologie an der Universität Bern.



pH-Wert
Pia Horlacher

Das «Tagblatt der Stadt Zürich» vermittelt Prostitution unter der Rubrik «Erotische Stellen». Die Gleichsetzung der Handelsware Frau mit Erotik ist ein klassischer Fall von Newspeak. So nannte George Orwell die Pervertierung von Sprache in seinem Totalitarismus-Roman «1984». Darin wird Schlechtes euphemistisch ins Gegenteil verkehrt und Gutes gebrandmarkt: Krieg und Gewalt sind geil, Liebe und Sex sind verboten. Auch der aktuelle «Sexskandal» von Washington DC hat sich newspeakmässig gewaschen. Newspeak der News: Callgirl-Firma aufgeflogen – welche Politiker waren dort erotisch aktiv? Newspeak der Öffentlichkeit: Ha, Tugendbolde beim Sex ertappt. Newspeak der Ertappten: Das war kein Sex, nur eine Massage (Clinton hat's vorgemacht). Das Newspeak der Zuhälterin: Madame führt nur einen gepflegten Begleitservice.

Unter diesen offensichtlichen Formen von Schönrednerei versteckt sich eine tiefere, völlig integrierte Verharmlosung: die Sprache, die keinen Unterschied mehr macht zwischen Sexualität/Erotik und Prostitution/Pornographie. Die Männer, die sich Sex, also Frauen- oder Kinderkörper kaufen, heissen Klienten, ihre Zuhälter sind Manager von Begleitagenturen, die Menschen, mit denen sie handeln, nennen sie Girls, und die körperliche Integrität, die verkauft wird, heisst Liebesdienst. Heimlich aber nennen die Profiteure der Prostitution ihre Ware Nutte, Schlampe, Hure. Wörter, die sich nicht gut machen über den Stelleninseraten in der Familienzeitung.

Nachrufe

Bankier, Betrüger, Bestsellerautor

Paul Erdman, gescheiterter Bankier und erfolgreicher Krimiautor, ist 74-jährig gestorben

Er war einmal Bankpräsident gewesen. Dann lernte er die Pritschen des Gefängnisses kennen. Es inspirierte ihn. Seine Einsichten verbreitete er als Krimis, die selbst unter Fachleuten als Lehrbücher galten.

«Meine Leser sind von diesem kleinen Land sowie von den Intrigen am Paradeplatz fasziniert», schwärmte er im Gespräch mit der Zeitung «Cash».

Geboren wurde der US-Amerikaner Paul Emil Erdman 1932 in Ontario, Kanada, wo sein Vater als lutheranischer Pastor wirkte. Der junge Mann strebte in die humanistisch geprägte Universitätsstadt Basel, um Theologie zu studieren. Da ihn Geld doch mehr interessierte als Geist, wechselte er dann zu Nationalökonomie; seine Dissertation von 1958 behandelte die schweizerisch-amerikanischen Wirtschaftsbeziehungen im vergangenen Vierteljahrhundert. Da war er schon mit einer Baslerin verheiratet.

Mit wirtschaftswissenschaftlichem Hintergrund und pionierhaftem Elan, aber ohne Kenntnisse im Bankfach übernimmt er die Leitung einer eben gegründeten Privatbank in Basel und gerät schnell in die Strudel der Weltwirtschaft. Zuerst investieren seine Händler in Silber, bis der Silberpreis sinkt. Das reisst Löcher in die Kasse. Dann versucht man es mit Kakao. Auch dieser Boom kippt. Schliesslich bleibt nichts übrig, als die Zahlen in der Buchhaltung zu fälschen. Geschickt dreht Erdman die marode Bank der United Bank of California an. Bis die Blase 1970 platzt. Da kann die United Bank of California nur die Schalter schliessen.

Es war der erste grosse Schweizer Bankkrach am Ende der Nachkriegs-Hochkonjunktur. Die Fasnächtler lachten über das Finanzinstitut, das sie nur noch «Gaggo-Bangg» nannten. Erdman zog in den Lohnhof ein, in das von Legenden umrankte einstige Untersuchungsgefängnis mitten in der Stadt. Er sollte seine eigene Legende beisteuern: «Eine recht angenehme Zeit», erzählte er, «mit Raumservice und guten Weinen, die ich von auswärts bestellen konnte.»

Er hatte seine tragbare Olivetti in die U-Haft mitgenommen. Denn schon lange plante er, ein ökonomisches Sachbuch zu verfassen. Leider fehlten ihm am neuen Domizil die Recherchemöglichkeiten. «So entschied ich mich, es in der Form der fiktiven Geschichte zu versuchen.» Es sollte ein Krimi werden. Dafür fehlten ihm schon wieder Branchenkenntnisse.

Zum Glück ist im Gefängnis ein Tresorknacker einquartiert worden, der ihm ein paar Tipps geben kann. «Ich sandte ihm einige Flaschen, und dafür erzählte er mir, wie ein Amateur einen Safe ziemlich leicht aufbrechen kann.» Und so beginnt sein erster Krimi – «The Billion Dollar Killing» («Der Milliarden-Dollar-Schnitt») – mit einem raffinierten Tresorraub: «Er legte den Gitarrenkasten auf die Seite, packte aber den Verstärker aus und schloss ihn an», heisst es im ersten Kapitel; «Sammy begann geduldig das Zahlenschloss des Kassenschranks zu drehen. Ruhig, ruhig.» Dann: «‹Ping›, der erste Schalter war identifiziert, laut, knackend und klar kam es durch den Lautsprecher.»

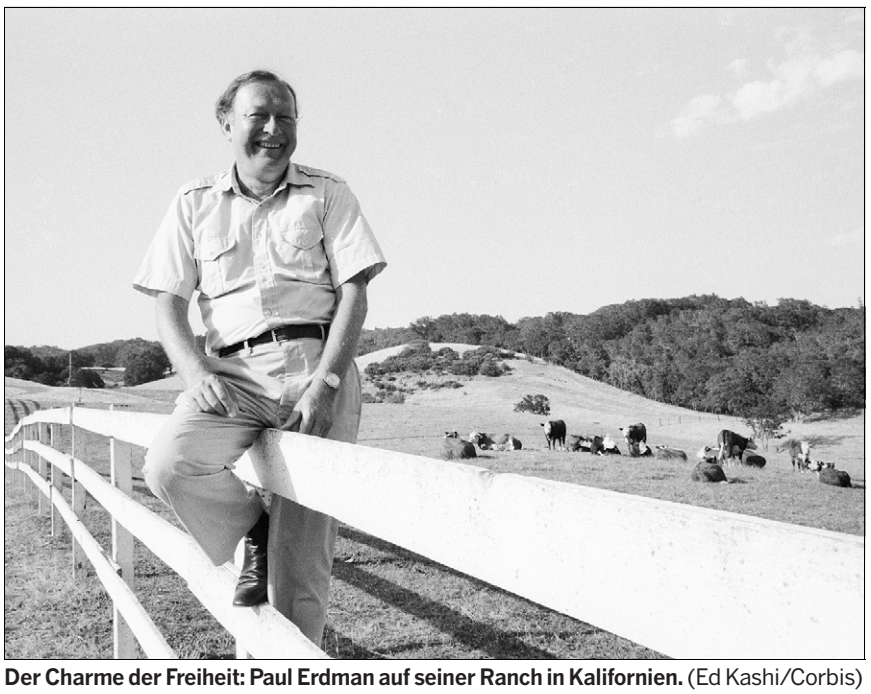
Die Story handelt vom Versuch der Regierungen in Europa und den USA, den Wert des Dollars und den Preis des Goldes zu manipulieren. Der Autor kannte nicht nur die Materie, er wusste sie erst noch anschaulich darzulegen, so dass der Leser komplexe Zusammenhänge zu verstehen glaubte. Und das blieb die Qualität aller Bücher, die er schreiben sollte.

Denn die Lust am Schreiben hatte den gescheiterten Bankpräsidenten gepackt. Aus Basel war er abgehauen, nachdem er eine Kaution von 400 000 Franken hinterlegt hatte. Und er zeigte sich nicht mehr am Rheinknie, auch nicht beim Prozess, an dem er wegen gewerbsmässigen Betruges zu neun Jahren Zuchthaus verurteilt wurde. Er sass auf seiner Ranch in Kalifornien.

Acht Thriller folgten. Manche wurden Bestseller. Geschichten über Insidergeschäfte, über Ölfunde in Usbekistan, über eine Bankgründung (als Ersatz für einen Bankraub). Oft kamen der Finanzplatz Schweiz und Schweizer Banker darin vor. Meist standen sie in schlechtem Licht. Erdman nannte seine Erfindungen scherzhaft Fi-fi, Financial fiction. Und manchmal stellte sich dem Leser die Frage, ob eine wilde Story nicht eine reale Schlagzeile von morgen vorwegnehme. Im Roman «Schweizer Konten», der Anfang neunziger Jahre erschien, behandelte Erdman die Rolle der Schweizer Finanzinstitute im Zweiten Weltkrieg, gestützt auf Recherchen. Dieser Thriller, so wird gesagt, sei der Anstoss gewesen für den Jüdischen Weltkongress, gegen die Schweizer Banken zu ermitteln.

Daneben schrieb er Internet-Kolumnen – schon damals – und ein Sachbuch über die Weltwährungskrise.

Den Aufenthalt in Basel behielt er als schönste Zeit seines Lebens in Erinnerung. Gefängnis hin oder her. «Ich habe Schweizer Kühe auf der Ranch, und im Kühlfach lagern wir Bündnerfleisch.» Doch in die Schweiz zurückkehren konnte er nicht; er wäre sofort verhaftet worden. *Willi Wottreng*



Der Charme der Freiheit: Paul Erdman auf seiner Ranch in Kalifornien. (Ed Kashi/Corbis)

Mstislaw Rostropowitsch, gestorben im Alter von 80 Jahren, russischer Cellist und Dirigent. Er galt neben dem Spanier Pablo Casals als bedeutendster Cellist des 20. Jahrhunderts. Als er mit sieben Cello spielen lernte, «habe ich mich verliebt», sagte der in Baku Geborene später. Und «magisch» nennen denn auch Kritiker sein Spiel. Als 18-Jähriger gewann er den Allsowjetischen Musikwettbewerb und wurde Lieblingscellist Stalins. Doch seine musikalischen Vorbilder Schostakowitsch und Prokofjew gerieten unter Stalin in Verruf. Obwohl Rostropowitsch zur sowjetischen Kulturelite gehörte, begann er, sich für Dissidenten und Bürgerrechtler zu engagieren. Eine Zeitlang versteckten er und seine Frau – einstige Primadonna des Bolschoi-Theaters – den widerständigen Schriftsteller Alexander Solschenizyn. 1974 verliess das Paar die Heimat, vier Jahre später wurde dem Cellisten die sowjetische Staatsbürgerschaft aberkannt. Worauf er in der Schweiz das Bürgerrecht annahm. Als die Berliner Mauer fiel, reiste er sofort dahin. Es war ein berührender Auftritt, als der Cellist am 11. November 1989 inmitten des Trubels der wiedervereinigten Stadt beim Checkpoint Charlie tief versunken Musik von Bach spielte. «Ein ganz persönliches Gebet», sagte er.

Aliah al-Sulh, 75, Grande Dame Libanons. Sie wurde so pathetisch wie respektvoll «Tochter der Unabhängigkeit» genannt. Denn ihr Vater war der erste Ministerpräsident des Zedernlandes gewesen (und dann ermordet worden). Die Tochter fühlte sich seinem Gedankengut verpflichtet. Als Studentin an der Amerikanischen Universität Beirut hatte Aliah Demonstrationen für die Rechte von Frauen angeführt. Später betätigte sie sich als Journalistin. In unverblümten Interviews und Kommentaren attackierte sie die Unterwerfung Libanons unter syrischen Einfluss. Libanon sei zur «Perle im Abfall» verkommen.

Arno Borst, 81, Mittelalter-Historiker. In «Lebensformen im Mittelalter» dokumentierte er nicht nur den kaiserlichen Hoftag, sondern auch die Heirat eines Strauchdiebs oder Vergewaltigung in der Ehe. Und in einem Buch übers Kalenderwesen untersuchte er etwa, seit wann die Menschen wissen, wann sie geboren wurden. *(wot.)*